

Mit dem Mut zum Experiment

Aber wie gibt Christsein meinem Leben Sinn? Davon erzählten – nach einem Nachmittag voller kleiner Runden – Priorin Irene Gassmann, Gemeindereferentin Göttler-Kienzle und Hannah Küppers, die in München als freie Journalistin arbeitet. Der benediktinische Gebets- und Lebensrhythmus sei es, sagt die Priorin, die dem Kloster Fahr in der Schweiz vorsteht: „Im Hören und Schweigen entstehen neue Ideen.“ Sie habe Bäuerin werden und Zeit haben wollen für Gott – Letzteres habe sie dann im Kloster gefunden. Die Gemeindereferentin wiederum sieht sich als „Hüterin des Feuers“ und ist in Stuttgarter Quartieren unterwegs, „wo es Kirche sonst nicht gibt“, und wo sie versucht, mit kirchlichen Ressourcen den Menschen zu helfen, Geflüchteten beispielsweise. Die Journalistin ihrerseits hat zuvor – mit der Unterstützung des Bischofs von Trier – eine interkonfessionelle Wohngemeinschaft gegründet zum Teilen von Glaube und Alltag: Gemeinsames Gebet, gemeinsame Mahlzeiten, gegenseitige Gebetspatenschaften, Gastfreundschaft – also eine Art klösterliche Gemeinschaft. Jetzt aber habe sie „einen neuen Ruf“ gehört; sie hofft zu erkennen, wohin es jetzt geht. Derzeit arbeitet sie als freie Journalistin in München.

Da ist Anna Breidenbach, welche erst vergangenen Monat ihre ewigen Versprechen in der Gemeinschaft Emmanuel abgelegt hat. Sie wünscht sich „eine Kirche, die im Hier und Jetzt mit dem Handeln Gottes rechnet.“

Und da ist Sarah Elisa Kreutzer, die einen experimentellen, auch für kirchlich-gemeinsame Lebensformen neuartigen Weg einschlägt: 19 Jahre war sie als Ordensfrau bei den Franziskanerinnen in Reute, dann trat sie aus – „aber nicht, weil's gescheitert wäre, sondern als ein Weitergehen“. Nach einigen Jahren Abstand vom Gemeinschaftsleben fühlt sie sich jetzt in die Schweiz gezogen, in ein „Kloster zum Mitleben“, von Kapuzinern betrieben, franziskanisch und ökumenisch. „Gott hat Geduld auch mit meiner Dickköpfigkeit, und er geht mit.“

„Berufung“ anders denken

Wie ist der „Ruf“ zu verstehen? Manche Menschen in der Kirche stellen Berufung so dar, als wär's ein „Malen nach Zahlen“: als hätte Gott schon ein Bild in eine Person gezeichnet, und als müsste diese das nur entdecken oder freilegen. So beschreibt es Bruder Stefan Walser, Kapuziner und Juniorprofessor für Systematische Theologie an der Universität Bonn. Wie sich Vorherbestimmung und Selbstverwirklichung zueinander verhalten, das ist Teil seines Vormittags. Das Konzept der Vorherbestimmung („Was hat Gott mit meinem Leben vor?“) bezeichnet er als problematisch: Es lasse die menschliche Entscheidungsfreiheit außen vor, zu statisch sei es für die Wirren eines Lebenswegs. Oder: „Wenn das Bild für Gott so klar ist, wieso sind dann seine Zeichen für ein Berufensein so unklar?“ Nicht zuletzt öffne das Konzept die Tür zum geistlichen Machtmissbrauch durch Seelenführer. Und besonders beim Austritt eines Menschen aus einer Ordensgemeinschaft oder dem Aufgeben des Priestertums komme dieses Konzept an „fatale Grenzen“. Entweder war dieser Mensch dann nie berufen – oder er tue etwas Verbotenes: er verrate seine Berufung.

Aber Berufung als Selbstverwirklichung? Wo doch „Selbstverwirklichung“ als tendenziell egoistisches Konzept keinen guten Klang in der Kirche hat... Aber warum sollte Berufung keine „umsichtige verantwortete, gehaltvolle, sinnvolle Weise der Selbstverwirklichung“ sein?, fragt Walser und: „Manche Selbstverwirklichung führt ja auch zur Selbsthingabe.“

Eine weite Landschaft

Walser will auf den Spuren des kanadischen Philosophen Charles Taylor „Berufung neu denken“. Er geht aus vom Jesuswort: „Ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.“ Menschen strebten nach Fülle, nach dem „Ort, wo das Leben so ist, wie es sein sollte“. Das könne auch mit Transzendenz zu tun haben: „Mein Streben nach Fülle trifft auf etwas, das ich nicht nur suche, sondern von dem ich den Eindruck habe, dass es mich sucht.“ Auf diesem Weg zum „Gedeihen“ könne es passieren, dass der Mensch sich erfasst fühle von einer göttlichen „Agape“. Damit werde der menschliche Wille nicht einfach übergangen oder ausgelöscht. Im Gegenteil: Es könne sich – in Treue zu sich selbst – die Authentizität des Menschen verwirklichen, der sich nicht bewege wie auf Schienen gezwängt, sondern der bei seiner Selbstverwirklichung durch eine Landschaft schreite: Es gebe Konturen, Höhen, Tiefen, Aussichtspunkte, dunkle Ecken, attraktive Begegnungen (und andere auch). Es zeichneten sich Orte zum Weitergehen ab – oder zum Bleiben. Erdbeben könnten sich ereignen (Krisenerfahrungen). Mancher Blick könne ein ganzes Leben prägen.

Um sich zurechtzufinden, so Walser weiter, brauche der Mensch Unterscheidungsvermögen, Begleitung auch; Gemeinschaft wäre gut. Und er müsse damit rechnen, dass sich der Weg als Labyrinth darstelle oder gar als Achterbahnfahrt. Wie auch immer: Es sei ein Weg der Selbstbestimmung. Vorgezeichnet sei nichts, „auch wenn es natürlich sein kann, dass ich rückblickend ein typisches Bewegungsprofil entdecke, biographische Linien, die erklären, warum ich genau dahin gekommen bin, wo ich heute stehe. Ich mag – rückblickend und auch gegenwärtig – meinen Weg als geleitet erfahren.“ Nur eben: gezeichnet in feinen Strichen; kein Malen nach Zahlen. Weitergedacht, auch wenn Walser das so nicht sagt, bedeutet was wohl: Auch für den „Zeichner“ ist das Ergebnis offen.